

Rogate

Robert Seethaler schreibt in seinem Roman „Das Feld“ von einem Mann, der tagaus tagein auf den alten Friedhof seiner kleinen Stadt geht, sich unter eine Birke auf eine morsche Bank setzt und die Gedanken schweifen lässt.

Seethaler: „Er dachte über die Toten nach ... Er versuchte, sich ihre Gesichter zu vergegenwärtigen und setzte seine Erinnerungen zu Bildern zusammen. Er wusste, dass diese Bilder nicht der Wirklichkeit entsprachen, dass sie vielleicht gar keine Ähnlichkeit mit den Menschen hatten, die sie zu Lebzeiten gewesen waren ... Das Auf- und Abtauchen der Gesichter in seinem Kopf machte ihm Freude und manchmal lachte er leise in sich hinein, mit vornüber gebeugtem Oberkörper, die Hände überm Bauch gefaltet, das Kinn auf die Brust gesenkt. Hätte ihn in einem solchen Moment jemand aus der Ferne beobachtet, ... so hätte er den Eindruck haben können, dass er betete.“

Dass er betete.

Ganz schlicht kommt dieser Satz daher - als wäre es so einfach:

Gefaltete Hände, gesenkter Kopf, Zwiesprache mit einem, den man nicht sieht.

Beten.

Alle Tage.

Heiter sogar.

Es scheint ganz leicht zu sein - eine lebensfüllende friedliche Routine - mit der wundersamen Folge, dass der Blick auf Menschen immer freundlicher wird, dass Möglichkeiten vor dem inneren Auge entstehen, die noch nicht Wirklichkeit sind.

Aber so leicht ist es für die allermeisten mit dem Beten nicht.

Es gelingt und tut gut, wenn wir hier im Gottesdienst oder bei Andachten beten - unsere Wege unterbrechen und innehalten, aus unserem Leben für einen Moment aussteigen und hier Gemeinde werden.

Aber im Alltag, an den Werktagen - also denen, an denen wir in unserer Welt wirksam werden, findet das Beten nur schwer seinen verlässlichen Ort - selbst wenn wir uns danach sehnen.

Wir wissen oft nicht, wie wir so beten können, dass es sich nicht wie eine befremdliche Übung anfühlt, sondern wir das tägliche Brot oder das Atmen beim Schwimmen - eben wie etwas ohne das wir nicht leben können und wollen.

Wir reden wenig oder gar nicht darüber. Beten ist eine intime Angelegenheit. Man muss sich schon ein bisschen zusammennehmen, um jemanden direkt zu fragen: „Betest Du?“

Eher lassen wir Tischgebete weg, wenn Gäste da sind und das „so wahr mir Gott helfe“, wenn die Öffentlichkeit zusieht - als würden wir mit dem Gebet gefährlich viel Selbstbestimmtheit, Souveränität abgeben und uns davor fürchten, dass andere das merken.

Wir müssen erst in Not geraten, um dem Gebet etwas zuzutrauen.

So gesehen kann man mit der kirchenjahreszeitlichen Einordnung des Buß- und Bettages im November ganz zufrieden sein - Selbstrelativierung kurz nach dem Volkstrauertag.

Wir bekennen dann, dass wir es nicht gut machen und dass es uns ohne Gebet nicht gut geht.

Aber jetzt? Im Mai? Im Osterfestkreis? Da heißen Sonntage „Jubilate“ und „Kantate“ - jauchzt und singt. Es gibt ja auch ein denkbar besten Grund: der HERR ist auferstanden!!!

Leid und Schmerz, Angst und Tod haben ein Ende. Jesus Christus ist zum Greifen nah.

So kann es bleiben.

Warum kommt jetzt: „Rogate“, betet?

Weil es für Anna passt. Jauchzt, singt, betet! Heute ist Konfirmation.

Und für unsere Gemeinde passt es auch - weil sich wieder junge Leute auf den Weg machen,

um für sich herauszufinden, ob sie dazu gehören wollen - zu uns, die wir auf Gottes Wegen gehen und Kirche sein und bauen wollen ... und oft keine Ahnung haben, wie das geht - in unserer Zeit.

Es werden sich Fragen auftun.

Mit Blick auf das Beten erst recht.

Wie können wir beten?

Und hört Gott uns wirklich zu?

Welches Gottesbild steht dahinter - ein personaler Gott, eine unbestimmte Kraft?

Hilft es, dass wir uns Menschen als soziale Wesen begreifen, die sich selbst und Gott durch Sprache verständlich machen und oft erst während des Betens rausfinden, was Not tut, was unsere Welt braucht und wichtig ist?

Solche Fragen reichen für ein ganzes Leben.

So war es offenbar immer schon.

Jesus Christus hat für die Seinen gebetet, damit „ihr Glaube nicht aufhöre“ und ihnen ein fertiges Gebet geschenkt - das Vaterunser. Seither bergen sich Menschen darin - oft ist es das letzte, was sie noch wissen. Und trotzdem hat schon Paulus keine selbstverständliche Gebetspraxis vorgefunden. Hätte er sonst mahnen müssen - wir haben es vorhin gehört: „Zuerst und vor allem bitte ich euch, im Gebet für alle Menschen einzutreten: Bringt eure Wünsche, Fürbitten und euren Dank für sie vor Gott. Betet auch für die Könige und alle übrigen Machthaber. Denn wir wollen ein ruhiges und stilles Leben führen.“

Schon da scheint Anderes Priorität gehabt zu haben. Obwohl es schon immer Not tut, dass Menschen sich nicht gleichgültig wegdrücken, sondern zu Anwälten werden: für die, die ohnmächtig sind und sich nicht helfen können und für die, die Macht haben.

Denn wir wollen in Frieden leben.

Vielleicht ist das das eigentliche Problem beim Beten. Wir fürchten oder ahnen, dass Gott nicht eingreift, nicht Panzer wegräumt und unsere vielen Lebensmittel in die Hungergebiete der Erde verteilt, dass er nicht von oben wirksam wird, sondern „nur“ auf uns einwirkt, durch uns spricht.

Denn - so schreibt Paulus weiter - „er will ja, dass alle Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen.“

Deshalb hat Paulus recht, wenn er mahnt, nicht lockerzulassen:

Deshalb sagte Annette Kurschuss, die Ratsvorsitzende der evangelischen Kirche in Deutschland: „Wir haben einen Ton in das Leben einzutragen, den sonst niemand einträgt - und diesen Ton dürfen und werden wir der Welt nicht schuldig bleiben.“

Denn auch wenn nicht damit rechnen, dass unser Beten Wünsche erfüllt - so können wir im Gebet doch etwas sagen, dass gesagt werden muss aber anders nicht laut werden kann.

Und da wird es spannend.

Und ist nicht peinlich - im Gegenteil.

Wenn das Gebet Sprache wird, dann dringt Inneres nach draußen - aus unserem Mund und in die Welt, dann wird hörbar, was geschieht, wenn Gott in uns wirkt und sein Geist uns erfüllt, wenn wir uns nicht verhärten und selbst belügen, sondern unser Leben - wie es der ehemalige Mönch Fulbert Steffensky sagte - von außen nach innen bauen.

Dann atmen wir Fragen ein, dann ringen und seufzen wir.

Dann wird unser Innerstes Sprache und verändert die Welt.

Mit anderen Worten, denen des niederländischen Theologen und Liederdichters Huub Osterhuis - wenn wir „sehen üben, wissen wollen, nicht wegschauen, hoffen, vertrauen.

Fragen lernen, flehen, drängeln, auf Fensterbretter hämmern.“ - weil wir merken, dass es sein muss unter uns - dann beten wir.

Und wir beten auch, wenn „es“ uns an einem lichten Morgen dankbar überfällt, wie schön es draußen, wie gut wir es haben.

Zurück zu Robert Seethaler:

Der Mann auf dem Friedhof lernt sehen, weil er wissen will, wer die, die da begraben sind, eigentlich waren. Vielleicht betet er ja wirklich - mit Worten, die er sich geliehen hat, wie wir uns auch immer wieder welche leihen können. Zum Beispiel diese von Dorothee Sölle:

„Schaffe in mir gott ein neues herz / das alte gehorcht der gewohnheit
schaff mir neue augen / die alten sind behext vom erfolg
schaff mir neue ohren / die alten registrieren nur unglück ...
schaffe in mir gott ein neues herz / und gib mir einen neuen geist
dass ich dich loben kann / ohne zu lügen.“

Amen